



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

F., A.: Skizzen aus Berlin. II. : Drei Schwestern.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Skizzen aus Berlin.

Von A. F.



II.

Drei Schwestern.

Es gibt nicht leicht eine Stadt, die für den Fremden in der ersten Zeit unheimlicher wäre, als Berlin. Um in Berlin seines Lebens froh zu werden, muß man es erst lange kennen gelernt und sich durch seine ersten Eindrücke hindurchgearbeitet haben, wie durch die ersten langweiligen Kapitel eines interessanten Buchs. Besonders wird sich der Kleinstädter, der seine Ansprüche an Gemüthlichkeit und an freundliches Entgegenkommen mit hierher bringt, mehr als in jedem andern Orte unangenehm berührt finden. Denn die sogenannten höhern, gebildeten, d. h. vermögendern Classen der Gesellschaft verstehen es durchaus nicht, menschlich zu sein und zu leben; jeder Einzelne umgibt sich da mit einer so steifen Glasur, die jede freie Bewegung hemmen und jede Annäherung an ihn fast unmöglich machen muß. Was ist z. B. natürlicher, als daß zwei Menschen, wenn sie sich auch gegenseitig nicht kennen, bei irgend einer Begegnung mit einander zu sprechen anfangen? In Berlin ist es mehr als auffallend, ja ein Verbrechen gegen Schicklichkeit und guten Ton, mit einem Unbekannten oder Jemand, der Einem nicht in aller Form vorgestellt ist, ein Gespräch anknüpfen zu wollen; man riskirt, mit Verwunderung angesehen zu werden und kurze, höhnische Antworten zu erhalten. Zwei Leute können in einem öffentlichen Local

stundenlang an demselben Tische neben einander sitzen, sind vielleicht Beide ohne Gesellschaft, gähnen und langweilen sich Beide, und es wird ihnen doch nicht einfallen, sich gegenseitig zu nähern. So kalt und gemessen als möglich steht der Eine dem Andern gegenüber und sieht den Fremden, der sich vielleicht freundlich ihm nähern will, mit misstrauischem Auge an; es ist dies so ein Stück Polizeigeist, der jeden Unbekannten von vorn herein gleich für einen Beutelschneider, Betrüger oder Dieb hält und einen unverzeihlichen Mangel an aller öffentlichen Gastfreundschaft erzeugt.

Wir haben es für nöthig gefunden, diese kurze einleitende Bemerkung der hier folgenden Erzählung voranzuschicken. Dieselbe ist dem Tagebuche eines Freundes entnommen, der, durch sein erstes Mißbehagen an Berlin gerade in weniger allgemein bekannte Kreise der Hauptstadt getrieben, in eine Menge interessanter Geschichten eingeweiht worden ist, von denen wir die nachfolgende, wie wir sie aus seinen skizzenhaften Aufzeichnungen zusammengetragen, hier mittheilen wollen.

Es war im Spätherbste des Jahres 1838, als ich zum ersten Male nach Berlin kam. So großartig in den ersten Tagen der Anblick der prächtigen Stadt auf mich wirkte, so fühlte ich mich doch bald unwohl unter diesen ungeheuren Steinmassen, in diesen geradlinigten, weiten Straßen mit ihrem ohrzerreißenden Geräusch und Getöse, diesem ewig lärmenden Menschengewühl, aus dem kein freundlich bekanntes Gesicht mir entgegenblickte. Die Jahreszeit so wie der durch den unaufhörlichen Herbstregen noch vermehrte Roth und Schmutz auf den Straßen, all die unzähligen kleinen Unannehmlichkeiten des Berliner Winters trugen nur dazu bei, meinen aufkeimenden Unmuth zu erhöhen und so sah ich mich denn, nach dem ersten überraschenden Eindruck, allein und verlassen unter mehr als dreihunderttausend Menschen, deren Leben und Treiben ich nicht verstand und von denen ich noch Nichts gesehen hatte, als ihr trockenes, verständiges, habfüchtiges Wesen und ihre gleichgiltigen, höhnischen, präventösen Gesichter. Ich hatte mich noch nie so durch und durch unglücklich gefühlt. Ein Landsmann, der sich mehrere Monate hier aufgehalten, hatte mir sein freundlich meublirtes, aber etwas düsteres Zimmer in der Alexanderstraße abgetreten und mir die Wirthsleute

als brave, redliche Menschen empfohlen. Doch obwohl ich schon vierzehn Tage da wohnte, hatte ich von ihnen Nichts gesehen, als die Firma an ihrer Thür: „Thümmel, Damenkleidermacher“ und Madame Thümmel — eine lange, hagre, schon etwas ältliche Frau, deren verdrüßlichen Ernst ich mit aller Freundlichkeit nicht bestiegen konnte — täglich zweimal mit einem kurzen guten Morgen und guten Abend. Keiner bekümmerte sich um mich (eigentlich eine Eigenschaft Berliner Wirthsleute, die man später schätzen lernt), oder erkundigte sich, ob ich etwas bedürfe, und da saß ich denn ganze Tage und Abende allein, las und studirte und betrachtete zur Abwechslung die Droschken auf dem Plage oder das große schwarze Gefängnisgebäude (das Arbeitshaus, Ochsenkopf genannt) schräg gegenüber. Aus den öffentlichen Vergnügungsorten und den Theatern hatte mich eine mir jetzt unerklärliche Langeweile fortgetrieben, und Bekannte, die ich hätte besuchen können, hatte ich noch nicht. Ich war also an das Zimmer gefesselt und konnte nur tausendmal bereuen, nach Berlin gegangen zu sein und in langen Briefen an meine Freunde meinem gequälten Herzen Luft machen. Ich ermahnte sie förmlich, ja nie hierher zu kommen, in dies weite, steinerne Grab, in diese große Welt, aus der Einem der kalte Hauch des Todes entgegenwehe.

So zurückgeschreckt und eingeschüchtert, hatte ich es gar nicht der Mühe werth gehalten oder vielmehr nicht gewagt, noch speciellere Erfahrungen zu machen, und daher in meinem Unmuth alle mitgebrachten Empfehlungsbriefe an Familien, Gelehrte, Künstler und Professoren bei Seite geworfen. Als ich mir jedoch eines Morgens meine fatale Lage lebhaft vorstellte, ermannte ich mich endlich zu dem Entschlusse, sie wieder hervorzuholen, den ersten besten blindlings zu ergreifen und einen Versuch damit zu wagen; ich war fest entschlossen, mir von heute an Berlin zu einem erträglichen Aufenthalt zu machen oder in der nächsten Woche abzureisen. Der Brief war an den Rentier C. Als es zwölf Uhr war, setzte ich mich, lionmäßig gekleidet, in eine Droschke und fuhr an dem Hause des Rentiers vor. Die barsche Frage des Portiers: „wohin wollen Sie?“, so wie die vornehme Malice im Gesicht des Bedienten, der mich meldete, frappirten mich schon etwas. Doch trat ich muthig ein und wurde von Herrn und Madame C. in einem höchst eleganten, von allerhand Parfumen duftenden Zimmer mit feierlicher Artigkeit em-

pfangen. Beide waren schon in voller Toilette, Herr C., ein kleiner, untersehter, sehr beweglicher Mann, Madame C., eine im zweiten Stadium befindliche Schönheit. Das Gespräch war nach einigen überwundenen Schwierigkeiten so ziemlich im Gange; ich wurde Dies und Jenes gefragt, nach meiner Heimath, wie mir Berlin gefalle, ob ich schon Bekanntschaften gemacht, ob ich gern tanze und Gesellschaften besuche; sie stellten mir ihre Kinder vor, präsentirten mir ihr eheliches Glück, indem sie sich gegenseitig „mein Herz“ und „mein Engel“ titulirten, erzählten mir, wie es für anständige Leute durchaus nicht schicklich sei, die öffentlichen Locale, von denen ich sprach, zu besuchen, wie fein und nobel man hier in den häuslichen Kreisen lebe, wie man sich da genugsam amüfire, und luden mich beim Weggehen ein, sie heute Abend gleich zu einer kleinen Gesellschaft zu besuchen.

Ich kann nicht sagen, daß die Leute einen schlechten Eindruck auf mich gemacht hätten; hatte auch die Glasur nicht gefehlt, so war sie doch durch die eigene Behausung und den Empfehlungsbrief etwas verwischt; und ich war durch meine fortwährende Einsamkeit in zu trüber Stimmung, als daß mich nicht ein freundliches Wort auf Augenblicke hätte erheitern sollen. In der frommen Hoffnung also, der Familie bald näher zu rücken, verfügte ich mich des Abends in die Soirée des Herrn C.

Ich kam zu früh in dem elegant erleuchteten Salon an. Herr C. war noch mit den Arrangements beschäftigt, Madame C. stellte mich mit feierlicher Gesellschaftsmiene zwei etwas ältlichen Jungfrauen vor, die, nachdem ich mich gesetzt hatte, sogleich ihr früheres Gespräch wieder fortsetzten und sich über die besondern Eigenthümlichkeiten der zu erwartenden adligen und hochadligen Gäste ausließen. Die Toilette des einen sei geschmackvoller, als die des andern, dieser sei dafür lebenswürdig und gar nicht stolz, der habe etwas Fürsliches in seinem Wesen, jener sei geistreich und charmant. Ich saß natürlich, da ich diese Leute nicht einmal dem Namen nach kannte, stumm auf meinem Stuhl. Madame C., die mich wahrscheinlich unterhalten und mir brillante Aussichten eröffnen wollte, sagte: „Sie werden diese Herren noch alle heute kennen lernen.“ Bald öffnete sich auch die Thür und, von Herrn C. geführt, erschienen mehrere dieser Grafen und Barone in feinstem Salontracht. Wer, der einmal längere Zeit in Berlin gewesen, kennt nicht von Kranzler oder sonst einem fashio-

nablen Local aus alle diese zierlichen, feinen Herrchen, diese Böglinge und Schooßkinder der noblen Berliner Gesellschaft, innerhalb ihrer bekannt und mit einer Wichtigkeit genannt, als seien es berühmte Namen? Dieser Art waren die Männer, mit denen Herr C. auf so vertrautem Fuße stand, daß sie nicht bloß seine Gesellschaften, sondern, wie ich vernahm, auch mehrere Male in der Woche sein Haus besuchten. Das erste Thema ihres Gesprächs war ein gestriger Ball bei einem Gesandten, von dem sie viel Ausführliches zu erzählen wußten. Unterdeß war die übrige Gesellschaft angelangt, fast lauter vornehme Ausländer, auch verschiedene Mütter mit Töchtern, und wir saßen nun, wohl achtzehn Personen, in einem großen Halbkreis um Sopha und Tisch herum. Man sprach von allerhand mir unbekanntem Verhältnissen und Personen, von Moden, Toiletten und Meubeln, wobei Herr C. seine bewundernswerthe Kenntniß der weiblichen Toilette entwickelte und, begeistert durch das Lob, welches man dem neuen Pariser Mantel seiner Frau spendete, sich mit Wärme über Schnitt und Stoff desselben verbreitete. Alles war übrigens, wie um ein seltenes Gericht, um die vornehmen Herren beschäftigt, in deren Nähe man auch die jungen Damen placirt hatte; um mich, der ich wohl ein Fremder, aber kein Franzose oder Engländer war und nothwendig bei diesen Gesprächen eine schlechte Rolle spielen mußte, bekümmerte sich Niemand. Das Gespräch fing bald an zu stocken und Herr C., der ewig geschäftige, liebenswürdige Wirth, setzte sich ans Clavier, sang mit noch ziemlich kräftigem Baß eine Arie und spielte darauf mit einer jungen Dame, die man durch das Lob ihrer französischen Aussprache schon vorher in die Verlegenheit versetzt hatte, ihre Bescheidenheit zu zeigen, die Duvertüre zu den Hugenotten. Man zollte seinen enthusiastischen Beifall und schickte sich nun zu einem Contretanz an, führte, als auch dieser vorüber war, noch einige französische Sprüchwörter auf, setzte sich dann zu Tische und empfahl sich gleich nachher. Als ich das Haus hinter mir hatte, stand ich, noch ganz verwirrt, still und athmete zum ersten Male wieder auf. Das wären also die Amusements der noblen Berliner Bourgeoisie! Ich hatte eine Gesellschaft von Menschen erwartet und Nichts gefunden, als ein Paar adlige Puppen, um die sich der übrige Kreis mit wahrhaft hündischer Zuorkommenheit bewegte, einige gepuzte arrogante Weiber, die Unstüm schwanzten, und junge Mädchen,

hinter deren erkünstelter Bescheidenheit sich die Anmaßung und der rohe Dünkel des Geldes schlecht verbarg, glänzende Toiletten, prächtiges Geschirr, guten Thee, auch gute Speisen und Weine, aber kein einziges vernünftiges Wort, kein Wort von allgemeinerem geistigem Interesse (wenn man nicht einen kurzen Streit, ob es Augenbrauen oder Brauen heiße, dahin rechnen will), nicht einmal, wie man in solchem Zirkel doch gewöhnlich erwartet, ein schiefes Urtheil über Musik oder über Theater und Literatur.

Man denke sich nun die Lage eines blutfremden jungen Mannes, der, an eine heitre und gediegene Geselligkeit gewöhnt und mit natürlicher Lebhaftigkeit begabt, plötzlich in solchen Kreis hineingeschnitten wird und mehrere Stunden hintereinander steif und stumm fast auf einem und demselben Stuhle zubringen muß, nicht aufstehen, kein leises Zeichen seines Unbehagens äußern, nicht einmal verstohlen gähnen darf. Mit Sturmschritten eilte ich nun durch die Straßen. Jünger und daher auch reizbarer gegen solche Eindrücke, war meine ganze Menschlichkeit empört; hätte ich einen Ort gewußt, wo ich in der wildesten Lust mich für die ausgestandene Bornehmthueri hätte entschädigen können, ich wäre noch eine Meile weit gelaufen, aber ich war ja fremd und unbekannt in der großen, weiten Stadt. Meine einsame Wohnung schien mir jetzt ein Paradies. Dort angelangt, fand ich meine Stube verschlossen und mußte daher an der Thür meines Wirths klingeln, in dessen Fenstern ich vom Flur aus noch Licht sah. Da hatte ich das Vergnügen, Herrn Thümmel zum ersten Male zu erblicken, eine kleine, dünne, reinliche Schneiderfigur in Negligé. Er bat mich freundlich, doch einen Augenblick näher zu treten, da seine Frau den Schlüssel verlegt habe und schon lange suche. Durch die Küche trat ich in ein kleines reinliches Zimmer, wo ich die Familie Thümmel, die Mutter und drei Töchter, obwohl es bald Mitternacht war, noch fleißig nähend beisammen fand. Das Stübchen war nicht sehr reich meublirt und hatte nicht einmal ein Sopha. Die Damen erhoben sich bei meinem Eintritt etwas verlegen, fingen an zu suchen und baten mich, mich doch einstweilen bei ihnen niederzulassen. Ich folgte, da ich erschöpft war und Zeit genug gehabt hatte, die von meinem Landsmann gerühmte Schönheit der drei armen Bürgermädchen zu bewundern, dieser Einladung nicht ungerne. Solche Blumen, dachte ich, blühen also hier unbemerkt in den

ärmlichen Hofwohnungen, während ich dort in jenem glänzenden Zirkel nur häßliche, verkümmerte Gesichter sah! Auch in der einfachen Kleidung der Mutter bemerkte ich eine edle Reinlichkeit und in ihrem Gesicht und Wesen eine Anmuth, die das Alter noch nicht ganz verwischt hatte. Als der Schlüssel längst gefunden war, konnte ich mich noch immer nicht trennen; ein begonnenes Gespräch mit Herrn und Madame Thümmel entschuldigte mein Bleiben. Die Leute erzählten mir von ihren Verhältnissen; wie ihre Arbeit sonst besser gegangen, wie sie nicht hätten nöthig gehabt, zu vermietthen, wie sie unter der überaus gehäuften Concurrenz leiden und alle ihre Kräfte anstrengen müßten, nur durchzukommen; daß Charlotte und Therese, die beiden ältern Töchter, dem Vater helfen müßten und Auguste (Juste genannt) in einem Putzgeschäft arbeite, von wo sie des Abends um sieben Uhr zurückkehre, um die Andern noch einige Stunden bei der Arbeit zu unterstützen, die so schlecht bezahlt werde. Die Mädchen schwiegen natürlich bei diesen Erzählungen bescheiden still und antworteten auf meine wenigen Fragen kurz und nett. Als es schon längst zwölf Uhr war, empfahl ich mich erst und ich kann wohl sagen, daß ich in dieser armen Familie meine erste gemüthliche Stunde in Berlin verlebte. Von nun an wurde ich nach und nach ihr täglicher Gast, Vertrauter und Freund. Die Alten wurden mir immer gewogener und auch die Mädchen mit der Zeit unbefangener, so daß ich jetzt den Genuß hatte, den besondern Reiz und die Liebenswürdigkeit ihres Wesens freier hervortreten zu sehen. Besonders war mir Charlotte in ihrer einfachen Familienumgebung eine fesselnde Erscheinung; eine hohe, schlanke Gestalt mit reichem dunklem Haar und glühendem Auge, stets ernst bescheiden und von einem innern Werthe, den die reichen Damen, denen sie die neuen Kleider anprobirte, wohl kaum in ihr vermutheten. Die Lectüre guter Bücher, von ihren ersparten Groschen aus der Leihbibliothek bezogen, war in ihren wenigen Mußestunden ihre einzige Erholung, und ich hatte oft genug Ursache, mich über ihren Geschmack und über manches richtige Urtheil, das ich von ihr hörte, zu wundern. Sie wußte, wie die meisten Berlinerinnen, gut und gewandt zu sprechen, aber in dem Ton ihrer Stimme so wie in ihrer ganzen Art und Weise lag ein gewisser Stolz, der fast wie Kälte ausah, wenn nicht ihr Blick und ihre bewegten Züge die innern Regungen eines leidenschaftlichen Gemüths

verrathen hätten. Charlotte war das Drafel der Familie und, obwohl selbst erst im zweiundzwanzigsten Jahre, die strenge Wächterin ihrer beiden Schwestern, von denen Therese mehr weltlustig, leichtern Temperaments, eine wigige Blondine und der Liebling der Mutter war. Auguste, ein ganz junges Kind von rührender Schönheit, sprach nur selten und wenig, saß ewig still und zeigte nur in der durchsichtigen Zartheit ihrer Gestalt so wie durch den sehnächtigen Blick ihres großen blauen Auges die ungetrübte Reinheit eines weichen, etwas sentimentaln Herzens. Und da saßen denn die armen Mädchen fast den ganzen Winter über in der engen Stube und konnten kaum einmal auf einem Geschäftsweg frische Luft schöpfen. Das war dann aber auch ein ordentliches Fest, von dem man schon Tags zuvor sprach. Da sie stets beschäftigt waren, mußten sie auch ihre Freundinnen vernachlässigen und Monate lang ihre Jugend fast nur in Gesellschaft der Mutter vertrauern, die ihre Liebe unter einer griesgrämischen Strenge verbarg. Auch Herr Thümmel ging fast nie, außer in Geschäften, aus; und hatte er dann gerade Geld eincassirt, so brachte er auch wohl seiner Familie ein Paar frische Pfannkuchen oder sonst was Gutes mit. Herr Thümmel war das Ideal eines Ehemannes und liebte seine Töchter sehr. — Was hilft es aber, sagte er zu mir, ich habe kein Vermögen, daß ich meinen Töchtern eine Aussteuer geben könnte, wir konnten Nichts thun, als sie gut und brav erziehen. Wer will aber heutzutage ein armes Mädchen heirathen? Einen rohen Tagelöhner können sie doch nicht nehmen, und ein Anderer, der Vermögen hat oder welches braucht, der nimmt sie nicht. Bei uns war es umgekehrt. Ich war ein armer Kerl und meine Frau hatte ein Kapitäälchen. Sie sollte mich darum auch durchaus nicht heirathen und der deshalb eingetretene Bruch mit ihren Verwandten hat sich bis dato noch nicht zugezogen. Als wir nun durch mancherlei Unglück gezwungen waren, die Paar Thaler anzugreifen und aufzuzehren, denken Sie sich, da haben sie ihre vermögenden Brüder und Schwestern in der greulichsten Tinte sitzen lassen. So sind die Menschen! —

Die meisten Abende in der Woche brachte ich nun bei Thümmel's zu; ich hatte noch einige Empfehlungsbriefe abgegeben, auch manche angenehme Verbindung angeknüpft, fühlte mich aber immer am wohlsten, wenn ich im Schlafrock, die Cigarre im Munde, in

dem Schneiderstübchen saß, mir von Herrn Thümmel seine Wander-
geschichten, von Madame Thümmel von den Kriegszeiten, von der
russischen und französischen Einquartierung in ihrem elterlichen Hause
erzählen ließ oder mit den Mädchen eine Unterhaltung führte. So
viel in meinen Kräften stand, suchte ich ihnen auch die langen Abende
und die langweilige Arbeit zu verkürzen, las vor, erzählte, machte auch
wohl eine Bowle Punsch und hatte so zuweilen die Freude, sie auf
Augenblicke ihre Sorgen vergessen und die stille Gedrücktheit ihres
Wesens abwerfen zu sehen. Einst — es war an Charlottens Ge-
burtstage — saßen wir heiter beisammen, als plötzlich heftig die
Klingel gezogen wurde. Charlotte, die mir gegenüber saß, schrak
heftig zusammen, als sei ihr dieser Ruf bekannt. Sie ging schnell
öffnen; ein Mann, in den Mantel gehüllt, tritt hastig ein; er schlägt
den Kragen zurück: der Herr Baron! ruft die ganze Familie mit
freudigem Erstaunen. Der Mann — das sah ich gleich — mußte
hier eine wohlbekannte, gar freundliche Erscheinung sein, mit so ver-
ehrungsvoller Herzlichkeit begrüßten sie ihn alle. Ich erfuhr, als er
sich zu uns an den Tisch gesetzt hatte, daß er lange Zeit das Zim-
mer, das ich jetzt inne hatte, bewohnt, daß er seit einem Jahre aber
verreist gewesen und gestern nach Berlin zurückgekehrt sei. Er war
ein Mann von etwa vierunddreißig Jahren, groß und ziemlich stark
gebaut, von leichter, aber doch imponirender Haltung. Sein bleiches,
etwas aufgedunsenes Gesicht zeigte deutlich die Spuren früherer wü-
ster Leidenschaften und nobler Passionen und erhielt nur noch durch
eine gewählte, höchst geschmackvolle Toilette, so wie durch einen gro-
ßen blonden Schnurrbart, der den Mangel an Zähnen ziemlich ver-
deckte, Ausdruck und Leben. Er erzählte viel von seinen Reisen, er-
kundigte sich nach speciellen Verhältnissen, nannte die Mädchen bei
ihren Vornamen, stellte Betrachtungen über ihre Veränderungen und
ihre Haartracht an, näherte sich darauf mir, knüpfte eine Unterhaltung
über Berlin an und empfahl sich endlich, nachdem er verschiedene
kleine Geschenke ausgekramt und den kleinen Kreis in eine wahrhaft
ausgelassene Fröhlichkeit versetzt hatte. Charlotte nahm das Licht,
ihn hinaus zu geleiten. Herr und Madame Thümmel ergossen sich
nun in Lobreden über den Herrn Baron, welcher ein gar nobler, fei-
ner und bescheidener Herr er sei, in welchem freundlichen Verhältnis
sie immer mit ihm gelebt und wie gern er ihnen immer gedient habe.

Freilich, sagte Herr Thümmel in seiner reflectirenden Manier, habe ich in den ganzen vier Jahren nichts Näheres über sein Leben und Treiben erfahren können. Er war manchmal vierzehn Tage über gar nicht zu Hause und kam dann mit einem Male mitten in der Nacht an, um mehrere Wochen gar nicht aus dem Zimmer zu gehen. Da lag er dann den ganzen Tag über auf dem Sopha ausgestreckt und sah so bleich und erschöpft aus, als habe er sich von großen Strapazen auszuruhen. Dann hörte ich ihn wieder ganze Zeiten hindurch erst des Morgens um drei oder vier Uhr nach Hause zurückkehren. Wie habe ich ihn schlecht wirthschaften sehen und doch schien mir das Geld manchmal knapper, manchmal vollauf bei ihm zu sein. Doch, dachte ich mir immer, und meine Frau hat dasselbe gesagt, das Treiben solcher vornehmen Leute versteht Unserer ein- mal nicht, die Herren haben alle ihren eigenen Zuschnitt. — Welchen vorurtheilsvollen Respect die sogenannte niedere Bürgerclasse Berlins noch vor dem adligen Namen hat! Hätte Herr Thümmel dieses Treiben bei einem Bürgerlichen gesehen, sein frommer Philisterstirn hätte sich empört, er würde schon näher nachgeforscht und den Mann vielleicht einen reichen Faullenzer und Herumtreiber genannt haben. So aber war es ja ein Herr Baron! Doch blieb mir der feine adlige Herr in seinem Verhältniß zu der armen Arbeiterfamilie eine interessante Erscheinung und ich nahm mir vor, ihn und dieses Verhältniß in der Folge näher kennen zu lernen. Nachdem ich ihn mehrere Male bei Thümmel's gesehen, sprach er auf meine mehrmalige Einladung auch eines Abends bei mir ein. Ich konnte es mir nicht verhehlen, der Mann hatte ein gewinnendes Wesen und wußte die norddeutsche schroffe Verständigkeit mit dem Schein einer gewissen Gemüthlichkeit zu umgeben, der mich, neben seiner geistreichen Manier, zu erzählen, beinahe bestochen hätte, wenn mir nicht durch alle diese Liebenswürdigkeit dennoch die aristokratische Barbarei, jene vornehme Lebensmaxime des löblichen Junkerthums: „Alles zu meinem Genuß und Vergnügen, zur Unterhaltung in meiner Langeweile!“ hindurchgeschienen hätte. Diese adlige Philosophie des Herrn Baron sollte mir noch klarer werden, als ich später durch ihn in das öffentliche Leben und Treiben Berlins eingeführt wurde. Hier sah ich ihn bald in seinem eigentlichen Elemente, als raffinierten Weltmann und Rüstling. Ueberall war er bewandert, wie der hinkende Teufel, überall

wurde sein Name von einer Suite junger adliger Elegants mit Verehrung genannt. Wir stiegen manchen Abend von den glänzendsten Localen in die niedrigsten Kneipen, durch Kaffeehäuser, Weinstuben und Restaurationen auf den Maskenball, in's Opernhaus, von da noch in's Colosseum u. s. w. Ich stürzte mich mit jugendlicher Lust in diese mir noch ungewohnten Vergnügungen, vergaß aber nie, meinen Begleiter zu beobachten. Doch so viele Mühe ich mir auch gab, ich konnte nichts Näheres über ihn erfahren, als daß er früher Offizier gewesen, dann große Reisen gemacht und sich in den verschiedenen Hauptstädten Europas aufgehalten habe, auch daß er in Pommern geboren, altadligen Geschlechts, aber ohne Grundbesitz und von Hause aus ganz ohne Vermögen sei. Dies stimmte freilich nicht zu seiner Lebensweise. Manchmal war er mir wie unter der Hand verschwunden, ich sah ihn dann oft mehrere Wochen nicht, dann erschien er eben so plötzlich wieder bei Thümmel's, oder bei mir, um mich abzuholen. Ueber sein Verhältniß zu der Schneidersfamilie sprach er sich stets sehr kurz und oberflächlich aus. Was war eigentlich der Zweck seiner Besuche? War es Ermüdung von einem wüsten Leben, oder doch eine bestimmte Absicht auf eines der Mädchen? Er war mit allen Dreien nur gleich freundlich und herzlich und die Eltern schienen durchaus frei von jedem Argwohne dieser Art. Auch hielt er sich ja nie lange bei ihnen auf. War er seines Fanges schon sicher, oder lauerte er, wie ein geübter Jäger, nur noch auf seine Beute? — Zuletzt erschien mir das Verhältniß ganz unbefangen, etwa wie das eines alten Onkels zu seinen Nichten. Alfred — so hieß der Baron — dem Herr Thümmel wahrscheinlich seine traurigen Verhältnisse entdeckt hatte, schien ihm etwas unter die Arme zu greifen und ich hatte im Stillen meine Freude daran, wie die Leute nach und nach wieder aufzuathmen anfangen. Die Mädchen brauchten nicht mehr ewig bis spät in die Nacht zu arbeiten, sie konnten mit ihren Eltern am Sonntag Nachmittag im Thiergarten spazieren oder einmal gegenüber in's Concert zu Faust gehen. Davon wußte dann Therese immer eine ganze Woche zu erzählen. Auch Charlotte war heitrer geworden und schenkte sogar manchmal Theresens Wizen ihren Beifall; beide sprachen oft und mit Interesse von dem Baron; ob dies aber Dankbarkeit oder Neigung war, konnte ich nicht entdecken, besonders da der Baron ihre unbefangenen Huldigungen im-

mer so onkelhaft entgegennahm. Juste war noch immer das stille, liebe, schweigsame Kind, nur machte mir die Weichheit ihres Wesens, so wie das ewig sehnsüchtige Schmachten ihres Blickes manchmal bange für ihre Zukunft. Sie war selig, wie sie mir erzählte, daß sie nicht mehr, wie früher, jeden Abend von der Arbeit gleich nach Hause zu kommen brauche, sondern immer auf dem Wege noch ihre Herzensfreundin besuchen könne. — In diesem veränderten Zustande verließ ich die Familie im Frühjahr, um mich auf eine längere Reise zu begeben.

Ich kam nach Berlin zurück, zog in ein anderes Stadtviertel, kam in ganz andere Verhältnisse, nahm mir anfangs vor, täglich nach der Alexanderstraße zu gehen, ließ mich aber immer wieder durch den weiten Weg und tausend andere Störungen davon zurückhalten. Es ging mir wie mit allen Dingen, die man zu vernachlässigen anfängt: man schiebt sie so lange auf, bis die Vernachlässigung zur Gewohnheit wird. So vergaß ich die armen Leute, die mein erster Halt- und Stützpunkt in Berlin waren, als ich verlassen und zweifelt in ihrem gemüthlichen Stübchen liebevolle Aufnahme fand. Manchmal freilich regte sich in mir das Gewissen und auch das Interesse und die Neugier, aber ich vertröstete mich dann auf echt großstädtische Weise, vielleicht einmal Einem von ihnen auf der Straße zu begegnen. Aber vergebens; ich sah nicht einmal meinen sogenannten Freund, den geheimnißvollen Baron, so daß bald meine ganze Bekanntschaft mit ihm und der Schneidersfamilie nur noch manchmal als ein dunkles Bild der Erinnerung in mir auftauchte.

Als ich nun im vorigen Sommer, also vier Jahre später, eines Abends unter den Linden spazierte, sah ich eine hohe Frauengestalt in elegantem Sommercostüm, allein und langsam vor mir herschreiten. Ich weiß nicht mehr, waren diese Umrisse mir gleich bekannt, war es eine aufflammende Erinnerung, oder bloße Neugier, ich folgte unwillkürlich nach. Am Opernhause schlüpfte ich leise an ihr vorüber und drehte mich im Scheine der Laternen um, unsere Blicke begegneten sich, es war Charlotte. Ihre Kleider deuteten auf eine Veränderung ihrer Stellung hin und etwas verlegen, wie ich sie anreden sollte, blieb ich einen Augenblick stehen; dann trat ich näher und fragte, ob sie mich noch kenne. Sie freute sich gleich

herzlich, mich wieder zu sehen, und sprach bald so viel und so hastig, daß ich mit meinen Fragen nicht zu Worte kommen konnte. So war ich mit ihr bis zur Schloßfreiheit gegangen, wo sie in eine Droschke stieg und sagte: Sie werden so Manches verändert finden, besuchen Sie uns einmal, wir wohnen in der Louisenstraße. Sie nannte mir noch die Hausnummer und fuhr davon. Ueberrascht stand ich da, die liebe Erscheinung hatte zu unerwartet vor mir gestanden und war mir zu schnell wieder entschwunden. War es noch dieselbe blühende Charlotte, oder täuschte mich der Abend, daß ich in ihren Zügen den Ausdruck geheimen Leidens las? Am anderen Morgen machte ich mich auf den Weg nach der Louisenstraße. Ich fand Charlotte allein in elegantem Negligé in einem prächtig eingerichteten Zimmer. Sie empfing mich, ganz nach ihrer früheren Weise, ich mußte mich ihr gegenübersetzen und konnte nun auch beim hellen Tageslichte den Vergleich anstellen. Sie war noch dieselbe, ihr Gesicht hatte nur seine blühende Frische und ihr Auge den blendenden Glanz nicht mehr, sie war bleicher, und fast möchte ich sagen, schöner geworden; ihre Haltung ernst und stolz, aber in ihrem Wesen etwas Gebrochenes, Wehmüthiges, das mit ihrer reichen Umgebung auffallend contrastirte. Ich saß ihr zerstreut und fast stumm gegenüber und betrachtete sie nur. Sie bemerkte meine Verlegenheit und hob endlich nach einem langen tiefen Seufzer an: „Sie fragen mich nicht nach meinen, nach meiner Familie Verhältnissen. Sie wollen nicht zudringlich scheinen und ich ehre Ihr Schweigen. Doch weiß ich, daß Sie früher ein aufrichtiges Interesse an uns genommen, unser treuer Hausfreund waren. Nun, so nehme ich auch gar keinen Anstand, Ihnen ohne Hehl mein und meiner Familie Schicksal zu erzählen. Bald nachdem Sie fort waren, traten bedeutende Veränderungen bei uns ein. Der Baron war wieder zu uns gezogen und eine Neigung, die ich schon seit Jahren für ihn gefühlt, aber immer unterdrückt und tief in mir verschlossen hatte, fing mit einem Male an, zu so heller leidenschaftlicher Flamme aufzuschlagen, daß ich sie nicht mehr bemeistern konnte. So viele und schreckliche Dinge gegen ihn sprechen mögen, ich kann sagen, er hat mich aufrichtig geliebt und das nahe Beisammenwohnen ließ bald ein festes Einverständnis entstehen. In dem engen Stübchen meiner Eltern auferzogen, hatte ich die Leidenschaft nicht gekannt und mich stark gegen sie geglaubt,

jetzt von ihr bezwungen, folgte ich ihr blindlings nach. Doch wußte ich sie, da ich mich ja ihrer schämen mußte, so geheim zu halten, daß selbst meine Schwester Therese Nichts merkte, in der ich, zu meinem größten Schrecken, bald dieselbe leidenschaftliche Liebe entdeckte. Sie war zu lebhaften Temperaments, um dies verbergen zu können, und ich hatte nicht mehr den Muth, sie schulmeisterlich zurecht zu weisen. Da Alfred übrigens gegen uns Beide gleich freundlich war, konnte Keiner mein Verhältniß zu ihm errathen. Noch heut aber kann ich beschwören, daß meine Liebe weder dem Baron, noch dem reichen Manne in ihm galt. Doch will ich Ihnen hier nicht die Geschichte meiner inneren Leiden und Kämpfe erzählen. Alfred verlangte endlich das höchste Opfer von mir, ich sollte ihn auf einer Reise begleiten, da er Berlin schnell verlassen müsse. Meine Eltern, arme, aber ehrbare Leute, hätten dies nie zugegeben, ich mußte also heimlich mit ihm entfliehen und in dem Zusammenleben mit dem Geliebten den einzigen Trost für meinen nagenden Gram suchen. Ich schrieb mehrere Male an meine Eltern, bat sie unter heißen Thränen um Verzeihung, erhielt aber keine Antwort. Wir gingen nach Carlsbad, als der Sommer vorüber war, von da nach Wien und lebten so abwechselnd zwischen beiden Städten drei Jahre lang. Alfred hatte mich mit allem Glanze seiner Verhältnisse umgeben, brachte mich aber nie mit Jemand von seinen Bekannten in Berührung. Die Nächte saß ich oft ganz allein und erwartete ihn mit der heißesten Sehnsucht. Wenn er bleich und verstört des Morgens in's Zimmer trat, und ich ihn fragen wollte, wo er gewesen, blickte er mich gewöhnlich so finster an, daß ich verstummte. Ich hatte in den beschränkten Kreisen meiner Jugend die Welt zu wenig kennen gelernt, um sein Treiben errathen zu können und in seiner Nähe vergaß ich Alles, was mich in seiner Abwesenheit betrübte, selbst mein trauriges Verhältniß zu ihm; ich hatte während dieser Jahre kaum einen Menschen außer ihm gesprochen, noch von meiner Heimath, von meinen Lieben etwas erfahren, doch war mir, als hätte ich Nichts verloren und Alles, das Höchste gewonnen. Doch sollte mir dies Glück bald grausam vernichtet werden. Hören Sie! Einmal Nachts — in Carlsbad — saß ich, wie gewöhnlich, noch wachend auf, als aus den unteren Zimmern des Hotels, in dem wir wohnten, ein verworrenes Geräusch zu mir heraufdrang. Der Lärm verbreitet sich über

die Straße, ich unterscheide Männerstimmen, höre Alfred's Namen rufen. Mit Blitzesschnelle stürze ich die Treppe hinunter, in das Zimmer, woher der Lärm dringt. Verlangen Sie nicht, daß ich Ihnen die Scene schildere, die ich hier erblickte: einen großen grünen Tisch, auf dem Gold und Spielkarten umhergestreut lagen, und Alfred, der sich am Fußboden mit blutender Stirn unter den Mißhandlungen einiger Männer wand. Ich stürzte mich unter die Wüthenden und glaubte ihn schon gerettet in meinen Armen, da erschien die Polizei. Er war ein falscher Spieler. Halb wahnsinnig stand ich da, einer der umstehenden Herren nähert sich mir mittheilsvoll, befehlt seinem Bedienten, den Arzt zu rufen, und führt mich auf mein Zimmer, wo ich nach einer vierstündigen Ohnmacht endlich zur schrecklichsten Verzweiflung wieder erwachte. Seit jener Nacht habe ich Alfred nicht wieder gesehen, noch etwas von ihm gehört. Man hatte ihn festgesetzt und mich, da ich mich weder durch meinen Paß, noch sonst legitimiren konnte, in Gesellschaft von allerhand Gefindel über die Grenze geschafft. In Dresden, wo ich erkrankte, war mir das wenige Geld ausgegangen, das ich noch besaß; ich wollte eben zu einem Juwelier gehen und meinen Schmuck verkaufen, als ich auf der Brücke demselben Herrn begegnete, der mir in jener Nacht so hilfreich war. Er begrüßte mich achtungsvoll und freundlich, ich faßte Zutrauen und erzählte ihm in meiner Angst mein Schicksal. „Dem ist bald abzuhelfen“, antwortete er, „wir sind ja Landsleute, ich bin auch aus Berlin und fahre so eben mit Extrapost dorthin. Wenn Sie meine Begleitung annehmen wollen, so fahren Sie mit mir.“ In diesem Augenblicke wäre Sprödigkeit nur Dummheit gewesen, ich mußte mich, auf gut Glück, dem fremden Manne anvertrauen. Ich kann Ihnen meine fürchterliche Angst während dieser Reise nicht mit Worten schildern. So sollte ich nun plötzlich wieder nach Berlin kommen. Wohin aber in meiner Lage dort gehen? An wen mich wenden? Natürlich an meine Eltern. Werden sie mich aber aufnehmen? Und wenn sie es nicht thun, wie und wovon dort existiren? Dies Alles schwirrte mir wie ein wirrer Traum unaufhörlich vor der Seele und wurde zur wahren Verzweiflung, als ich, in Berlin angelangt, nach der Alexanderstraße komme. Das Haus hatte einen anderen Besitzer, war von ganz anderen Leuten bewohnt, man kannte den Namen Thümmel nicht mehr. Der fremde Herr hatte mich am

Thore abgesetzt und in einer Droschke hierher fahren lassen, ich wußte weder seinen Namen, noch seine Wohnung, er hatte versprochen, mir meine Sachen hierher zu schicken und ich mußte die fremden Leute, die mich ganz verwundert ansahen, flehentlich bitten, sie nur in Empfang zu nehmen. Der Abend war hereingebrochen, und ich lief, obdachlos und ohne Geld, wie eine Verzweifelte, Rasende, durch die Straßen meiner Vaterstadt. So war ich wohl schon eine Stunde plantlos umhergeirrt und noch dazu von jungen und alten Laffen verfolgt worden, als mir auf dem Schloßplatze ein junges Frauenzimmer entgegenschnitt, deren Gestalt mir schon von Weitem bekannt schien. Ich traute anfangs meinen Augen nicht, sie war größer und schlanker geworden, aber sie war es, Auguste, meine jüngste Schwester. Welch ein Wiedersehen! Wir lagen so lange laut schluchzend Mund an Mund, daß die Vorübergehenden stehen blieben und einen Kreis um uns bildeten. Wir mußten uns erst erholen, um weiter gehen zu können. Auguste ging schweigend neben mir her und ich war so betäubt, so zerrissen, daß ich weder fragen noch erzählen konnte. Ich ließ mich mechanisch von ihr fortziehen und erwachte nach einigen Stunden in einem freundlichen Zimmer. Vor dem Bett, in dem ich lag, saß Auguste und weinte. „Wo ist der Vater, die Mutter und Therese?“ rief ich, „sie wollen mich nicht sehen, sie verachten mich?“ Auguste seufzte wieder tief und schwieg; ich konnte sie kaum durch die heftigsten Bitten bewegen, mir die traurige Antwort auf meine Fragen zu geben. Bald nachdem ich fort war, war mein Vater heftig erkrankt. Dadurch gerieth die Arbeit ins Stocken, und die bitterste Noth trat ein. Mein Vater wurde in die Charité gebracht, wo er nach einigen Tagen starb. Wo sein Grab ist, weiß ich nicht. Meiner Mutter wurde nun, da der Wirth ihr Glend sah, die Wohnung gekündigt. Meine Mutter mußte sich nun zum ersten Male an die Armenverwaltung wenden, und es wurde ihr nach genauer Prüfung der schrecklichen Verhältnisse monatlich ein Thaler bewilligt. In dieser Zeit war es, wo sie mir die Gelder zurückschickte, die ich ihr heimlich übersandt hatte. Was ich Ihnen jetzt noch erzählen könnte, ist eine Reihe der fürchterlichsten Leiden, ein Gemisch von Unbarmherzigkeit, Treulosigkeit und Gemeinheit. Sie wissen, daß Auguste sehr schön war, und ahnen vielleicht schon, daß ich sie allein in einem meublirten Zimmer fand. War ich das Opfer eines Mannes gewor-

den, den ich nur durch seine Leidenschaften, durch seine Erziehung unglücklich, nie aber schlecht nennen kann, so war sie das eines Becken. Sie erinnern sich vielleicht, daß sie damals oft später als sonst nach Hause kam. Jene Freundin, die sie zu besuchen vorgab, war ein hiesiger Banquierssohn, der sich auf ihrem Heimwege zu ihr gesellt hatte und dem es nicht viel Mühe kostete, in ihrem schwärmerischen Gemüthe eine Leidenschaft für sich zu erwecken. Die Bekanntschaft wurde längere Zeit heimlich fortgesetzt, bis er sie, zur Zeit der höchsten Noth, von der Mutter wegnahm und bald darauf verließ. Sie wollte zur Mutter zurück, mit ihr hungern und darben, für sie Tag und Nacht arbeiten, aber diese stieß sie von sich in das Elend. Fragen Sie nicht, wo sie jetzt ist.

— Wo aber ist jetzt Ihre Mutter und Ihre Schwester Theres? frug ich endlich.

Sie ist sehr krank und wohnt bei einer armen Arbeiterfamilie. Theres will Nichts von mir wissen, sie soll erzittern, wenn sie meinen Namen hört, und geäußert haben, ich sei ihre Schwester nicht. Warum sich das arme Mädchen von mir hintergangen glaubt, werden Sie erfahren, wenn Sie sie einmal sprechen. Es ist mir unmöglich, Ihnen auch dies noch zu erzählen. Sie wäscht und strickt für mehrere unserer alten Kunden und ernährt sich ganz kümmerlich. Doch besuchen Sie sie einmal. Sagen Sie aber nicht, daß Sie von mir kommen, mein Name darf dort nicht genannt werden, ich darf mich nur Abends spät hinschleichen nach dem kleinen Hause in der Hamburger Straße, um oft lange oder vergebens auf ein Kind zu warten, bei dem ich ein Paar ärmliche Erkundigungen einziehen kann.

Nun aber bin ich Ihnen, von dieser Eleganz umgeben, ein Räthsel. Hören Sie mein weiteres Schicksal und richten Sie mich dann mit Ihrer Vernunft und Ihrem Herzen. Ich war bei meiner Schwester geblieben, hatte Alles nach und nach verkauft, was ich noch besaß, und mir während der Zeit Mühe gegeben, Arbeit für uns Beide zu schaffen. Als dies nicht gelang, wollte ich mir irgend eine anständige Stelle suchen. Da ich mich aber über mein bisheriges Leben nicht genügend ausweisen und Leuten, die dies nicht verstanden und gefühlt hätten, nicht sagen konnte, daß ich durch Liebe unglücklich geworden sei, wurde ich von den Hausfrauen, als zweideutig, zurückgewiesen. Ich bot mich zu der schwersten, größten Ar-

beit an, die ich gewiß nicht mehr ertragen hätte, aber die Leute sahen mich verwundert an und sagten, daß sie Mädchen, die so vornehm aussähen, nicht brauchen könnten. Auch Augustens Bemühungen waren fruchtlos, und sie wurde bald von der Polizei in das Arbeitshaus gebracht. Von da ist sie dorthin gewandert oder vielmehr verschachert worden, wo sie jetzt ist. Ich war bald dem fürchterlichsten Elende Preis gegeben und lief, als ich endlich die Wohnung verlassen mußte, wieder einen ganzen Tag lang, obdachlos durch die Straßen von Berlin, da traf ich — nicht zu meinem Glück — den reichen Herrn, der mich von Dresden hierher gefahren. Er erkannte mich gleich wieder, obwohl ich, durch Hunger und Elend entstellt, in diesem Augenblicke kaum noch wanden konnte. „Ich habe Sie schon längst aufgesucht“, sagte er, „um mich nach Ihnen zu erkundigen, konnte Sie aber, trotz aller meiner Bemühungen, nirgends finden. Ich danke dem Schicksale, das mich Ihnen heute entgegenführt, kommen Sie nur mit mir, ich kann Ihnen helfen.“ Er reichte mir seinen Arm und führte mich in ein großes Haus zu einer schon ältlichen, etwas sehr umfangreichen und gepußten Dame, die uns herzlich empfing und auf seine Bitte, sie möchte mich ein Paar Tage bei sich logiren, da sein Haus schon mit Gästen besetzt sei, mit Vergnügen einging. Ich stärkte und erholte mich wieder etwas in den hellen freundlichen Räumen und war schon freudig von dem Antrage der Dame überrascht, ihre Wirthschaftsgehilfin zu werden, als mir durch verschiedene Zufälle ihr Charakter klarer zu werden anfing. Eine fürchterliche Angst ergriff mich, ich wollte bei Nacht heimlich entfliehen. Wohin aber? Auf die Straße hinaus, um der Polizei in die Hände zu fallen? Ich war gezwungen, Alles zu ertragen und konnte nur Pläne machen, wie ich den schändlichen Ort bald verlassen könne. Der Herr besuchte uns öfter, und seine anfangs schüchternen, leisen Anträge fingen an zudringlicher zu werden; ich wies sie mit Verachtung zurück. Da kündigte mir Madame Stelle und Wohnung und so — hier hörte Charlotte auf, noch leichenblaß von der langen, angreifenden Erzählung; wir hörten Fußtritte auf der Treppe. „Sie dürfen nicht länger hier verweilen“, sagte sie, indem sie schnell aufstand und einen grünen Vorhang auseinanderzog, der eine Thüre verdeckte, welche zu einer Hintertreppe führte. Ich folgte schweigend dieser Pantomime. Doch konnte ich meine Begierde nicht unterdrük-

ken, mich noch einmal umzuwenden und auf den eben Eintretenden einen Blick zu werfen. Es war der Herr Rentier C., der glückliche Familienvater, der „Engel seiner Frau“, der Mann, der Anständigkeit halber keine öffentlichen Locale besucht, der so edle, uneigennützig, großmüthige Wohlthäter eines armen, verzweifelten, durch ihre reine Liebe unglücklich gewordenen Weibes.

Nun aber drängte es mich, die Mutter und Therese aufzusuchen; ich hatte mir die Hausnummer genau gemerkt und ging gegen Abend hin. Ich trat in ein ziemlich großes, aber niedriges und finstres Zimmer. Ein Mann in Hemdärmeln saß auf einem hölzernen Stuhl und rauchte, eine Frau, wahrscheinlich die feinnige, war eben damit beschäftigt, Kartoffelstückchen in einen Tiegel zu schneiden. Auf dem Fußboden saßen mehrere schmutzige Kinder, die einen betäubenden Lärm machten. Oben am Fenster stand ein Bett, darin lag ein entstelltes, schon halbtodes weibliches Wesen, das Gesicht verzerrt, die dünnen, zitternden Knochenhände auf der dünnen Decke. Das war Madame Thümmel. Vor dem Bette saß eine bleiche, abgezehnte Hungergestalt, auf ihrem Schooße einen etwa dreijährigen Knaben, den sie immer an sich drückte und küßte. Das war die muntere, lebenslustige Therese. Die Mutter, schon ganz stumpf und abwesend, konnte sich meiner nicht mehr erinnern, Therese aber lächelte gleich, und es fuhr über ihre immer noch schönen Züge wie ein freudiger Strahl der Erinnerung an eine bessere, glänzende Zeit. Hier erfuhr ich auch, was mir Charlotte nur andeuten wollte. Das Kind auf Theresens Schooße war das ihrige und der Sproßling eines Verhältnisses mit Alfred. Sie trug es unter ihrem Herzen, als er mit Charlotten heimlich abreifte. Dies ist die wahre Geschichte dreier armen Berliner Mädchen, die es sich hatten einfallen lassen, der freien Neigung ihres Herzens zu folgen.